

**Zeitschrift:** Freidenker [1908-1914]  
**Herausgeber:** Deutsch-Schweizerischer Freidenkerbund  
**Band:** 2 (1909)  
**Heft:** 9

**Artikel:** Paul  
**Autor:** Clemenceau, Georges  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-406060>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 04.05.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

von den beiden anderen wohl der Verräter sei, der alles, was sie untereinander getan und gesprochen haben, oben-  
drein noch aufgebauet, weiter tragen werde.

Was ist ihre Gedankenwelt? Der religiöse Glaube ist, wie bei allen Halbgebildeten, nur in engen Rahmen ent-  
wickelt. Er hängt am Formelwerk, und es fehlt ihm jede  
Bewertung. Das Weib ist dem spanischen Priester eine  
Feindin, die er fürchtet, oder höchstens das Instrument sei-  
ner Gelüste und das Mittel, zu Einfluß und Geld zu kom-  
men. Das Familienleben erscheint ihm eine halbwegs im-  
moralischen Einrichtung, das Staatswesen ein fegisches  
Babel, das nur gegen Gott und die Kirche geschaffen ist.  
Die Politiker werden allenfalls noch als Nachhaber ein-  
geschätzt, soweit sie ihren Einfluß zugunsten der Geistlichen  
verwenden können. Die ganze Welt ist etwas Nebelhaftes  
und Chaotisches und im Grunde Verderbtes. Die Kirche ist  
die Herrschaft, oder besser gesagt, der Papst allein ist es, die  
Sejuiten und die Bischöfe sind es. Der Fromme ist nichts  
als kein anderer Zweck als Geld zu beschaffen. Die  
sozialpolitischen Anschauungen des spanischen Klerus la-  
sen sich in die Worte zusammenfassen: „Dem Volk etwas Brot  
und viel Krug. Glückliche und Unglückliche und unver-  
meidbare Uebel gibt es und muß es geben.“ Mit der Zeit  
sieht sich der intelligente Priester bald enttäuscht. Er liebt,  
beobachtet und lernt, — auf Kosten seines Glaubens. In  
seinen Ideen vollzieht sich ein Wandel, aber er dient nur  
ihm allein. Er muß sich hüten, sein Innerstes aufzudecken,  
denn im Priesteramt wird er seinen Freund finden, der ihn  
verstehen will.

Der spanische Klerus läßt sich einteilen in Männer des  
Glaubens, deren Zahl gering ist, die zumeist nicht stark im  
Geiste sind oder noch neu in ihrem Beruf. Ferner in Män-  
ner eines Zwitterglaubens, die zwar nicht gläubig sind, aber  
auch nicht vom Glauben lassen wollen. Der Abfall der Mä-  
nner rufen in ihnen Entsetzen und, und doch sind auch  
sie Abtrünnige, die sich nur noch an eine barge Doktrin hal-  
ten, die sie sich selbst gebildet haben. Man kann sie vor den  
Altar treten lassen, während sie noch den Luft der letzten  
weiblichen Verführung an sich tragen. Noch in der Sakristei  
verleumden sie den Nächsten oder schmieden Mordpläne.  
Aber um nichts in der Welt würden sie vor der Messe einen  
Schluck Wasser nehmen. — Zuletzt die Männer ohne Glauben.  
Das ist die Mehrzahl des hohen Klerus, von dem die  
einen Atheisten, die anderen bloße Skeptiker, die übrigen  
im besten Falle christliche Deisten sind. Diese frühzeitig  
getroffen von der Messe und lassen ihren Beruf überhaupt  
lediglich als Erwerbsmittel auf.

Im geistlichen Stande ist das gemeinsame Leben und  
unerlaubter Umgang mit einer Frauensperson keine Sel-  
tenheit. Ja, es wird der als feuch und tugendhaft geprie-  
sen, der mit einem Weibe alleine lebt und ihr die Treue hält  
und für die etwa aus dem Bunde hervorgehenden Kinder  
wenigstens als ihr angeblicher Vaters und Nichten sorgt.  
Solch moralischer Wandel ist nicht allgemein. Das Ge-  
wöhnliche ist das Verhältnis zur Venus der Straße, die  
Liebschaft mit dem schönen Weibchen, die Eroberung der  
Chefrau, der liebenswürdigen Witwen und Waisen. Die  
Priestermoral spiegelt sich in dem Sakristeier: „Mor-  
gens Priester, mittags Jesumacher und nachts Ehegatte.“

Kindsmord und Abtreibung sind an der Tagesordnung.  
Auch fehlt es sonst nicht an wider natürlichen Vorkommis-  
sen. Vor sieben Jahren wurde in der Diözese Jaen ein  
Geistlicher zum Tode verurteilt und hingerichtet, weil er im  
Einkerkern mit seiner Mutter, mit der er geschlechtliche  
Beziehungen unterhielt, seinen eigenen Vater ermordet  
hätte. Seitdem die Sejuiten und die Fräulein an der Ver-  
schaffung sind, hat auch der gleichgeschlechtliche Verkehr im Klerus  
erstaunlich an Verbreitung zugenommen und tritt fast  
mit derselben Offenheit zutage wie bei der Geistesfreiheit

## Paul.

Von Georges Clemenceau.)

Es war ein Vagabund, ein Missetäter, von fünf oder  
sechs Jahren, der da auf einem Kirchhofen schlief und  
des Verbrechens verdächtigt und überführt war, an unbe-  
kannten Ort von unbekannten Eltern geboren zu sein.

Es gibt Kinder, die in Privatwillen in den Champs  
Élysées zur Welt kommen. Sie haben da nur in Frieden  
zu leben. Der brave Schutzmann hält, seine Kunde machend,  
Tag und Nacht gute Wacht über sie.

Andere erblicken das Licht der Welt in bürgerlichen  
Häusern, in Läden, auf Nachtgütern. Gegen sie ist nichts  
zu sagen.

Viele aber drängen sich ins Dasein in Dachkammern,  
in wackeligen Schuppen, in verdächtigen Verstecken, in  
Zirkuswagen oder am Rande eines Grabens. Diese müssen  
im Auge behalten werden, da sie durchaus fähig sind, selbst,  
bevor sie das Alter der Vernunft erreicht haben, die Ruhe  
der anderen zu stören. Man sieht sie vermahnt umher-  
streifen, unter die Räder geraten, in der Tiefe des Wassers  
ihre letzte Zuflucht nehmen, immer auf der Suche nach dem,  
woran sie Mangel leiden und zu essen verlangen, sobald sie  
Hungern haben, was eine vom Gesetz untersagte Bettelhaftig-  
keit ist. Geraten sie in Lebensgefahr, so erhebt man den  
Anspruch, sie zu retten. Doch wenn sie leben wollen? . . .  
Nicht weiter! Wie verwickelt ist doch das Gesetz!

Unfähig, sich darin zurechtzufinden, und dunkel begrei-  
fend, daß eine höhere Gewalt gegen ihn sei, hatte unser zu-  
kunftiger Landstreicher beschlossen, sich auf einen Wirtshausen  
schlafen zu legen. Um ihn herum schmolz der Schnee, durch-  
drang seine zerfetzten Lumpen, entzog dem elenden, erstarr-  
ten Körper die geringe Spur von Wärme und bereitete all-  
gemach diesen kümmerlichen Ueberrest schmerzlichen Lebens  
auf den großen Frieden der völligen Empfindungslosigkeit  
vor. Die Augen halb geschlossen, das Gesicht verfinstert,  
die Lippen bläulicht, die kleinen Hände blutig, kehrte sich das  
dem Leben kaum erschlossene Wesen wieder vom Leben ab.  
Eine trübe Tragödie, an der die Fußgänger gleichgültig  
vorüberhasteten.

Indes, die Polizei wachte. Die öffentliche Ordnung  
fordert, daß die, welche frieren, nach Herzenslust vom Gut-  
ten erheitert werden, daß die, welche nichts zu essen haben,  
sich ohne Karm in Hungerkrämpfen winden und daß die-  
jenigen, welche willens sind, aus solchem Anlaß zu sterben,  
den Glücklichen dieser Welt nicht durch ihre letzten Zuden-  
gen lästig fallen.

Das Gefängnis oder das Krankenhaus, der Demon-  
strationsort des Sörasales und das Leichenhaus bieten in  
Erfindungslosigkeit für alle göttlichen Räume. Die Straße  
weist das obdunkelte Gesicht zurück. Es ist verboten, das  
seinen Lebensunterhalt zu erbetteln, verboten, da zu sterben.

\*) Uebersetzt von Elsa Sigall.

Roms. Die Kirche drückt dem gegenüber ein Auge zu und  
zeigt sich viel aufmunternd gegen diese Verirrung, als wenn  
es sich einmal um eine nicht zu vermeintliche, allem kan-  
daliß Liebesaffäre zwischen einem Priester und einem Weib  
handelt.

Die Simonie ist das Mittel, um zu einer besseren Stel-  
lung zu gelangen. Von der Bischofsstühle und dem Kar-  
dinalshut bis zu den niedrigsten Ventilen ist alles zu kaufen.  
Gibt die Verleihung einer Priester in einzelnen Fällen  
von irgend einem Wettbewerb ab, so ist es auf dem Wege  
der Beeinflussung durch Geld meist vor dem Gamen schon  
in festen Händen. Hat der kirchliche Obere die Stellung zu  
vergeben, so nimmt er dafür, was er kriegen kann, Geld,  
Dienst und Geschenke oder er nimmt auf Empfehlung  
von seinen solchen Leute Rücksicht, denen er auf gleiche Weise  
zu Dank verpflichtet worden. Es ist so allgemeiner Brauch.  
Die Schlafzimmer der intimen Freundsinnen der Minister  
und politischen Persönlichkeiten, die Vorzimmer der hohen  
Staatsbeamten, die Salons der Damen des Palastes, die  
Büchereien der Monarchen, und die Munitur, —  
vor allem die Munitur, denn der Munitur beschafft sich  
eine ständige Nebeneinnahme, indem er den Kandidaten  
für die Mitra und die hohen Kirchenposten eine Empfeh-  
lung in Rom verkauft, — alle diese Stellen, sage ich, sind  
für die Zusammenziehung des geistlichen Personals von grö-  
ßerer Bedeutung als die Amtsstuben der bischöflichen Ka-  
läste und des Kultusministeriums. Man weiß auch ungefähr  
den Tarif. Eine Erbschaftsumlage kostet 100,000 Peletas,  
eine Bischofswürde 50,000—60,000 Peletas, ein Domherrn-  
amt 10,000—25,000 Peletas. Für einen Kardinalshut sind  
außerdem noch an den span. 10,000 gr. auszugeben.

Keo XIII. bedachte eines Tages den Bischof von Urgel,  
Casasas, späteren Erzbischof von Barcelona, mit dem Kar-  
dinalshut. Dem spanischen Staatsfiskus belastet solch ein  
Geschenk nebenbei für die Lebenszeit des hochwürdigen  
Herrn mit 5000 Peletas extra. Als der neue Kardinal das  
Zeichen der Würde empfing, erhielt er auch gleichzeitig eine  
Rechnung von der römischen Kurie über den Betrag von  
60,000 Franken. In seinem Leben hatte er soviel nicht bei-  
kommen. Er wandte sich an seinen Freund, den Bi-  
schof von Vich, Morgades, der ein reicher Mann war, und  
der sagte ihm:

— Dieser Freund, mit der Sabgier in Rom ist nicht zu  
spassen die 60,000 Franken müssen ohne Aufsicht und Ent-  
schuldigung hingelassen werden.

— Aber wenn ich sie doch nicht habe?

— Der Vatikan nimmt an, daß Sie sie aus dem Zell  
Ihrer Schafe sichern werden.

— Unmöglich, ich habe bis jetzt mit vieler Mühe und  
Not 9000 Franken eripiert.

— Gut, so werde ich Ihnen den Rest leihen, und sprechen  
wir nicht mehr davon.

Wie kann in einer Gesellschaft Moral und Nächstenliebe  
herrschen, wo die leitenden Stellen so, selbst mit der höchsten  
Geistesfreiheit, umgeben! Während der dreißig Jahre Pri-  
esterlaufbahn, die auf mir lasten, habe ich wohl mehr als  
gehört und Geistesfreiheit kennen gelernt. Ich von vielen  
kann ich sagen, daß sie wirklich feuch, nüchtern, rechtschaffen  
und den Geboten der Kirche gehoramt gelebt haben. Drei  
von ihnen waren die eifrigsten Menschen, und nur der  
vierte einigermaßen gebildet. Arme Nichtswisser! Der Brief  
eines Klerikers macht für gewöhnlich aus Zill und Ortho-  
graphie den Eindruck, als sei er von einer Scheuermagd  
geschrieben. Die Fräulein und die Sejuiten wissen nicht viel  
mehr. Eher oft noch weniger. Der einzige Untertan, der  
bei der größeren Heuchelei, mit der jeder religiöse Or-  
den die wissenschaftlichen Leistungen seiner Mitglieder mit  
überlauten Trompetenschlägen in die Welt pocht.

Der nichtsinnige Galgenstrick fand wie uns zum Hohn,  
einen Ausweg zwischen Leben und Sterben: er schlief. Habe  
ich nicht gesagt, daß die Polizei wachte?

Schon zweimal war die Wache an der dunklen Mauer  
vorübergekommen, ohne den Verbrecher auf frischer Tat des  
Schlafens zu ertappen. Wiederum erhielt der gleichmäßige  
Tritt, die beiden Schenkeln kommen näher heran, ihre  
Augen späher scharf umher; da stürzt plötzlich aus dem  
dunklen Winkel ein abgelaugter, form- und farblos pudel  
hervor, bellt, heult wie in höchster Not und zerrt die beiden  
Polizisten bis zu dem Saufen Lumpen, unter dem das  
kleine, lebende Wesen dem Vordringen des Todes seinen  
letzten Widerstand leistet.

Der Pudel ist der Freund des Vagabunden. An das  
Kind geschmiegt, hatte der Hund ihm von seiner Wärme ab-  
gegeben, ihm das dürrige, erkrankte Gesicht geleckt und  
schließlich die tödliche, immer höher steigende Kälte gespürt,  
die nahe daran war, das Leben zu überwinden. Dies war  
der Anlaß seines Winkels und seiner Freude, als er Hilfe  
sah. Schon hatten sich die beiden Männer des Kleinen  
bemächtigt, schüttelten ihn, rieben ihn, erweckten ihn mit  
gutgemeinten Schlägen und am Ende stellten sie ihn, zwar  
noch schwanke, wieder auf seine Beine.

„Was machst Du da, kleines Unglücksweibchen?“

Keine Antwort.

„Aber so antworte doch. Wie heißt Du?“

Durch die laute, braunmige Stimme und den begleiten-  
den Stoß erschreckt, bricht der kleine Seruntreiber in Trä-  
nen aus. Der Pudel springt an ihm empor, reibt ihm das  
Gesicht mit seiner Schnauze, und das Kind ist getröstet.

Das Verhör wird wieder aufgenommen.

„Wo ist Dein Vater?“

„Weiß nicht.“

„Wo ist Deine Mutter?“

„Fort.“

„Wohin ist sie gegangen?“

„Weiß nicht.“

„Wie heißt Du?“

„Paul.“

„Paul . . . und weiter . . .?“

„Paul.“

Unmöglich etwas anderes herauszubekommen.

„Paul, Du frierst, komm mit uns, um Dich zu wärmen.“

Paul will gern. Er faßt die ihm entgegengetrocknete  
Hand und ruft ernthaft seinen Freund, den Pudel: „Paul.“

„Nanu,“ meint der Mann, „wer von euch beiden heißt  
Paul? Du oder Dein Hund? Wie heißt Du?“

„Paul.“

„Und Dein Hund?“

„Paul.“

Ein merkwürdiger Fall, ein einziger Name für zwei Ge-  
schöpfe. Eine Freundschaft inniger zu verschmelzen, wäre  
nicht möglich. Kind und Hund gemeinsam sind: Paul; ge-  
trennt sind sie nur die Gasse eines Namens. Die heiligh-  
sten Freundschaften des Altertums bieten uns kein Bei-

## Die goldene Regel.

Es kann nicht der Zweck eines kurzen Artikels sein, eine  
erschöpfende Untersuchung des obersten Moralprinzips zu  
bieten und auf die einzelnen Theorien näher einzugehen.  
Nur ganz kurz sei die christliche und die vulgäre Auffassung  
des ethischen Kardinalgesetzes berührt. Die christliche Reli-  
gion verlangt: „Du sollst Deinen Nächsten lieben wie Dich  
selbst.“ Die christliche Gottheit bezieht dem Menschen die  
Nächstenliebe in demselben Grade, in welchem der Mensch  
sich selbst liebt. Gehege erstrecken sich nun im Allgemeinen  
auf den Umfang der menschlichen Handlungen, auf sein Tun  
und Lassen, nicht aber auf seine Gedanken und Gefühle.  
Man kann auch in der Tat seine Gefühle vordrängen. Aber  
auch schon das Gebieten selbst ist bedenklich. Ist es der  
menschlichen Art entsprechend, daß der Einzelne jeden  
anderen liebt wie sich selbst, dann wird auch das ganze  
Menschenleben sich demgemäß gestalten, die Sittlichkeit wird  
von selbst auf dieser Grundlage ruhen und wenn ein Mensch  
seinen Nächsten überhaupt nicht oder nicht in dem ange-  
gebenen Grade liebt, so wird das eine Ausnahme sein. Eines  
göttlichen Geleites bedürfte es aber in diesem Falle nicht.  
Dasselbe wäre überflüssig. Nun besteht unter den Menschen  
in Wirklichkeit eine sehr geringe gegenseitige Zuneigung,  
wie die Kriege bekunden und das ganze soziale Leben zeigt.  
Es fragt sich also, ob es überhaupt dem Wesen des Menschen  
entspricht, daß jeder Einzelne seinen Nächsten wie sich selbst  
lieben kann, ob das oberste christliche Sittengesetz nicht eine  
Unmöglichkeit fordert. Lieben ist ein recht unbestimmter  
Begriff und ungefähr gleichbedeutend mit Begehren oder  
individueller Zuneigung. Von Selbstlosigkeit steckt in der  
Liebe nicht viel, es sei denn, daß man eine Art von Ver-  
nunftliebe annimmt, welche aber keine Bedeutung hat, weil  
sie eben eine bloße Annahme ist. Noch bedenklicher aber ist  
die Grabbestimmung: die Nächstenliebe soll so groß sein wie  
die Eigenliebe. In Wirklichkeit ist aber die Liebe zum Näch-  
sten um so geringer, je größer die Eigenliebe ist, und keine  
Macht der Welt wird einen habgierigen, geldgierigen Men-  
schen in's Gegenteil umkehren. Die „Eigenliebe“ ist aber  
oft so bedenklicher Art, daß sie direkt schädlich wirkt. Die  
Selbstliebe kann sich in einer Neigung zum Laster äußern  
und selbst das Leben des Einzelnen gefährden. Soll er nun  
seinen Nächsten in so bedenklicher Weise lieben wie sich  
selbst? Das wohl kaum. Der christliche Satz von der  
Nächstenliebe gilt also nur mit einer bedeutenden Einschrän-  
kung und hat tatsächlich keine praktische Bedeutung. Auch  
der Umstand, daß ein Gott das Gebot erläßt, ein Gott, wel-  
cher die Befolgung des Gebotes belohnt, die Verletzung des-  
selben bestraft, hat keine Wirkung geübt. Denn der gött-  
liche Lohn wie die göttliche Strafe setzen zu ihrer Voll-  
endung ein Jenseits voraus und es ist nicht Jedermanns  
Sache, sich viel mit diesem Jenseits abzugeben. Das Jen-  
seits und seine ethische Bedeutung für die Menschheit läßt  
von der betreffenden Gottheit in einwandfreier Weise glaub-  
haft gemacht werden sollen, während es in Wirklichkeit nicht  
einmal in das Reich der Möglichkeiten zu ziehen ist. Aber  
abgesehen von dieser christlichen Norm ist auch die vulgäre  
Auffassung des ethischen Grundgesetzes wenig geeignet, das  
sittliche Bewusstsein zu heben, den Menschen zu veredeln.  
„Tue jedem anderen, was Du willst, daß er Dir tun soll“  
lautet die geläufigste Formel. Nun gibt es sehr bedürfnis-  
lose Menschen, welche von ihrem Mitmenschen nicht viel  
mehr wollen, als daß er sie in Ruhe läßt. Solche Menschen  
würden nach obiger Regel kaum große Verpflichtungen  
haben, während sehr anspruchsvolle Naturen ein Maß von  
Verpflichtungen begehren, welchen sie kaum jemals würden  
entsprechen können. Auch wird das, was man von anderen  
erwünscht, nicht ausnahmslos gut und sittlich sein. Die

spiel einer so vollkommenen Vereinigung. Ein kleiner Bett-  
ler und ein Hund mußten, den Docksuren gleich, eine den  
Göttern selbst unbekannte Vollkommenheit erreichen.

Uebrigens ist der Hund, der jetzt um den zweiten Paul  
herumspinn, ein fonderbares Geschöpf. Naß, rändig, rot-  
gelb, schmutzig und stinkend, heftet er große, braune,  
von grenzenloser Färligkeit überleuchtete Augen auf seine  
menschliche Gasse, und dieser andere kleine Schmutzflak legt  
in ein schönes Lächeln alle Liebe, die ihn für seinen Freund  
erfüllt. Verschwiegenen jeder Seelen sich jemals inniger?

Mit den Hunden verhält es sich wie mit den Kindern;  
sie haben ihr Schicksal. Die einen kommen in japanischen,  
seibengepolsterten Körbchen zur Welt, um mit Vätern ge-  
schmückt, zierlich herausgehoben und mit Biskuits gestütet  
zu werden. Andere, Jagd-, Hof- oder Haushunde nehmen  
ihren Anteil an unseren Beschäftigungen, unseren Mühen  
und unseren Vergnügungen. Außerdem gibt es welche die,  
einer Zufallsbegegnung ihr Dasein verbandend, auf der  
Straße zur Welt kommen und ziellos herumstreifen, bis sie  
in die Schlinge des Hundefängers geraten.

Männer, Frauen, Kinder oder Hunde, alles, was vaga-  
bundiert, muß gefänglich eingezogen werden. Man muß  
Eigentümer oder Mieter sein, so will es das Gesetz. Aus  
Ernennung läßt der Mensch sich festnehmen. Der Hund, der  
flüchtig ist, hat sein Vergnügen daran, die Fallstricke zu wü-  
tern. Nur weil unser Pudel Hilfe für seinen Freund  
braucht, läßt er die Polizei an sich heran kommen.

Wie diese zwei Wesen sich begegnen, sich kennen und lie-  
ben gelernt, wird man nie erfahren. Leidenschaftlichen ziehen  
sich an, helfen einander, erleichtern sich gegenseitig ihr Los;  
das Gesicht der beiden war ohne Zweifel das gleiche.

Ob gemeinsam oder getrennt, ihr Leben trug den Sten-  
pel derselben Leiden bis zu dem Tage, an dem sie ihrer  
beider Glend zu dem Glück einer Freundschaft vereinigten.

Nur eines steht unerrückbar fest, sie lieben sich und  
wollen sich nicht trennen. In dem Bewusstsein, den kleinen  
Mann gerettet zu haben, springt jetzt der Hund mit freudig-  
em Gebell umher. Da er die beiden blauen färlig gegen  
seinen Bruder sieht, liebt der Pudel sie und faßt ein schönes  
Zutrauen zu der bis her verabschiedeten Uniform. Sittet  
auch vor voreiligen Urteilen, brave Geschöpfe, die von Men-  
schen- und Hunderechten frei Gebrauch zu machen dachtet,  
indem ihr zwei auch zu nur einem verbandet.

Nun zur Wache. Der Mann erscheint beglückt, insofern  
eines Fens, der eine mohlthuende Wärme ausstrahlt. Kind  
und Hund saßen Zutrauen. Nachdem der Polizeiwach-  
meister den Bericht seiner Leute entgegengenommen hat,  
muß er den zweibeinigen Seruntreiber ausfragen, da die  
Mythrien artikulierter Laute dem Vierfüßler unbekannt  
sind. Die gleichen Frage wie zuvor, die gleichen Antworten.  
Nicht mehr und nicht weniger. Sie beide zusammen sind  
ein Paul, das ist alles. Der Wachmeister kratzt sich hinter  
dem Ohr, dieser Fall ist von der Polizeibehörde nicht vor-  
gelegen. Es gibt nur den Ausweg, das Kind zu behalten  
und den Hund forszugehen. Sineas mit dem elckhaften